

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 11 (1927)
Heft: 7-8

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es ist zwar etwas handlicher als Veranstaltung. — „Ver-einnehmen“ und „verausgeben“ sind nicht ausgesprochen schweizerische Missbildungen, anliefern und beliefern sind „draußen“ wohl sogar häufiger als bei uns. — Der Ausdruck „es hat“ (il y a l), der in unseren Volks- und höheren Schulen bei Lehrern und Schülern noch häufig vorkommt, ist auch süddeutsch; er hat aber wirklich etwas Fades und dürfte allmählich aus gut sein sollendem Deutsch verschwinden.

Man hat schon bewiesen, daß die Frage „Richtig oder falsch?“ in Fragen des Sprachgebrauchs unwissenschaftlich sei. Aber noch kein Professor hat die Grenzlinie gezogen zwischen Freiheit und Willkür.

Stuz und die Fremdwörter.

Jakob Stuz, der bildungsbesessene Sohn des Zürcher-oberländervolkes (geb. 1801) hat seine Lebensgeschichte (Sieben Mal sieben Jahre) ausdrücklich als einen „Beitrag zu näherer Kenntnis des Volkes“ bezeichnet. Daß sie das ist, zeigt sich nebenbei auch in seinem Verhältnis zum Fremdwort. Wir sehen, wie schwer verständlich es dem nicht höher geschulten Volke ist, und wenn beim heutigen Stande der Volksbildung manches leichter geworden scheint: man wird heute nur früher daran gewöhnt; wie schwer es aber seinem Wesen nach ist, sieht man an der Geschichte dieses geistig regfamen Menschen. Einige Beispiele:

„Der Schulmeister fragte mich, was ich lernen wolle. Ich sagte: rechnen. Gleich schrieb er mir drei Posten zum Addieren hin, und dann begab er sich zu einer Klasse, welcher er aus Meilis Briefsteller die Erzählung „Kaiser Joseph und der Bettelnabe“ diktierte. Das war mir etwas ganz Fremdes, daher ich meinen Nebenschüler zu fragen wagte, was dies Vorsprechen von dem Schulmeister wohl zu bedeuten habe. „Weißt du nicht einmal, was das ist?“ erwiderte lachend und stolz der Kamerad, „das heißt diktieren“. Hierüber mußte ich nun staunen, und diese einfache Sache kam mir wegen dem fremden Wort äußerst gelehrt und wichtig vor, so daß ich fest glauben mußte, dieser Schulmeister sei in allweg der geschickteste weit und breit.

Mit meiner Rechnung wußte ich eben wenig anzufangen und wagte abermals meinen Nachbar zu fragen, was ich denn auch mit meinen Zahlen machen müsse. Ich müsse sie addieren, sagte er kurz . . .

Was addieren bedeuten sollte, wußte ich wieder nicht . . .

„Indessen trat ein junger Mensch von ungefähr meinem Alter herzu, und gleich sagte mir Boller ins Ohr: „Der ist mit Herr Renner gekommen; er ist ein Theolog.“ Auch das war mir ein ganz fremdes Wort, meinte alsbald, man sage ihm Theolog, weil er hinke und an einer Krücke gehe, man werde halt in der Stadt diese Leute so heißen. Fürwahr, eine lange Zeit hielt ich alle hinkenden Leute und welche an Krücken gingen, für Theologen und Theologinnen“.

„Ich kam mit den verschiedensten Leuten in Bekanntschaft, so auch mit Jaques (regelmäßig sol) Reb samen in Tablat, welcher Lust gehabt hätte, einen Briefwechsel mit mir zu beginnen und mich eines Tages mit einem Brief zu diesem Zwecke recht sehr überraschte. Aber du lieber Gott, ich verstand den lieben Brief nicht. Er schrieb mir da von Correspondenz und Correspondieren, und ich konnte trotz allem Staunen und Denken nicht herausfinden, was Correspondenz und Correspondieren zu bedeuten hätte.

Jaques schrieb mir wieder von Correspondenz und Correspondieren und unter anderm, wenn ich nicht Zeit

finde, diese Gedichte zu copieren, könne ich das Hestchen nur für mich behalten. Was Copieren ausweisen sollte, wußte ich so wenig als von Correspondieren. Es tönte mir zwar wie Copie, „aber das ist ja ein Kanzleistück“, dachte ich, „solche braucht man zum Geldaufbrechen“. Kurz, ich wußte mit dem Hestchen nichts anderes zu tun als es wieder zurückzusenden. — — —

„Er (Pfarrer Tobler) gab mir dann eine Gedichtsammlung mit; ich glaube, das Buch hieß: Declamierübungen, von Förster. Aber der Pfarrer mochte kaum ahnen, daß ich den Titel des Buches nicht verstehe und nicht wisse, was declamieren heißen soll. Von da an (von des Verfassers 22. Jahr an!) verstrichen wohl noch zehn Jahre, bis ich wie von ungefähr des Wortes Bedeutung erfahren konnte.“

„Nach einem Zwischenakt sagte mir ein Knabe, jetzt werde dann ein Herr von Blumenthal vortreten, welcher der erste Virtuos auf dem Violin sei. Was Violin war, wußte ich nun, aber Virtuos, das war mir wieder welsch.“

Vom Büchertisch.

„Wenn ich endlich für Hüningen und ähnliches nicht die verwelschten Namen verwende, so folge ich dem guten Beispiel der Franzosen, die zu viel Geschmack haben, als daß sie ihre französische Sprache ohne Not mit fremden Ortsnamen verunzieren würden. Erst wenn sie einmal auf französisch von „Basel“ reden, statt von Bâle, können wir uns überlegen, ob wir auf deutsch von Huningue, Mulhouse, Fribourg u. a. reden wollen. . . . Vielleicht geben diese Bemerkungen gar dem einen oder andern Amte Gelegenheit, die Schreibung der Namen zu revidieren.“

Dies schreibt der Verfasser der prächtigen Basler Heimatkunde, Dr. G. Burckhardt, Lehrer an der Töchterschule.

Das innige Heimatliebe atmende Werk enthält auch eine höchst lebenswerte, unter Mithilfe unseres Mitgliedes Prof. Hoffmann-Krämer entstandene Abhandlung über die Basler Mundart und ihre Beziehungen zu den übrigen alemannischen Mundarten. Für die, die es noch nicht wissen, und solche, die es aus Kriegerei vor fremdsprachigem Ausland oder aus falsch verstandenen Schweizertum geflissenlich verschweigen oder verdrehen, setzen wir noch folgende Stelle aus dem Buche hin: „Dieses Alemannisch im engern Sinne nimmt ein langgestrecktes, schmales Dreieck ein, das ungefähr durch Monte Rosa, Arlberg und die Lothringer Grenzberge im Nordosten Zaberns bezeichnet wird.“ . . . so haben wir vom Alemannisch im weitern Sinne auszugehen, das den ganzen Südwestwinkel des deutschen Sprachgebietes einnimmt.“ So ist's recht.

R. B.

Briefkasten.

p. B., Th. In Deutschland sagt man also: „Ich läute Sie an“, der Schweizer pflegt sein Schweizerdeutsch in die Form: „Ich läute Ihnen an“ zu übersetzen. Die Frage ist: Woher kommt es, daß wir in der Mundart den Wenfall setzen, während das übrige Deutsch den Wenfall setzt? und: dürfen wir diese mundartliche Eigenartlichkeit in unsern schriftlichen Gebrauch übertragen? Im Schriftdeutschen nehmen viele ziellose („intransitive“) Zeitwörter in der Zusammensetzung mit „an“ einen eigentlich von diesem an abhängigen Wenfall zu sich: anfahren, angehen, anröhren, anspucken, anrufen, anlachen, anbeten u. v. a. Nach dem Muster dieser zahlreichen Beispiele, wohl besonders nach anrufen, wird beim Aufkommen des Fernsprechers auch anläuten mit dem Wenfall aufgetreten sein. In unserer Mundart dagegen, vielleicht auch noch in andern, ist das neue Wort nach einem andern Muster behandelt worden, nämlich nach dem Vorbild jener auch in der Schriftsprache zahlreichen Zeitwörter, die schon ohne die Vorstufe „an“ den Wenfall regieren: anbieben, anzeigen, ansagen u. s. w. Unsere Form ist also

auch richtig gebildet und ursprünglich wohl ebenso berechtigt wie die andere. Da aber der Wert der Schriftsprache in der Einheitlichkeit besteht und in diesem Falle keine durch Alter oder sonstwie geheiligte Überlieferung vorliegt, darf der Kleine hier schon dem Großen nachgeben und sagen: Ich läute Sie an. Als falsch darf man das Ihnen nicht bezeichnen, nur als ungebräuchlich, und im Schweizerdeutschen dürfen wir ruhig beim alten bleiben. —

Natürlich sollte es heißen: Am Dienstag, dem 2. Mai oder dann Dienstag, den 2. Mai, also beidemal Wemfall oder beidemal Wenfall. Die Vermischung: „Am Dienstag, den 2. Mai“ ist wahrscheinlich durch bloße gedankliche Nachlässigkeit entstanden, heute aber so gebräuchlich, daß wir sie kaum mehr als falsch bezeichnen dürfen. Der festgehaltene Wenfall klingt heute schon fast etwas pedantisch, aber wer gut schreibt, hält den Wenfall fest und schreibt Dienstag, den 2. Mai. Schon Wustmann hat gegen den Unfug gewettet und ihn auf dieselbe Stufe gestellt wie den Ausdruck eines Münchner Fremdenführers, der vor einem Bilde sagte: „Das ist die Schwester von Friederichs des Großen“. Natürlich gilt das Gefagte auch für das Vorwort „von“: Von Dienstag, dem 2. Mai bis Freitag, den 5. Mai.

H. Sch., J. Kohlepapier oder Kohlenpapier? Die meisten Hersteller dieser Ware sagen also Kohlepapier, andere aber, darunter ganz bedeutende, Kohlenpapier? Hat noch niemand gefragt Kohlepapier? Richtig wäre es auch; Luther sagte Kohlfeuer, und die Kohlmeise und „Kohlswarze“ Vögel wie die Kohlamsel und der Kohlfalle haben ihren Namen von der Kohle und nicht vom Kohl. Aber entscheiden wir nur zwischen Kohlepapier und Kohlenpapier! Die Verhältnisse sind bei der Wortzusammensetzung verwirkt; Stamm- und Fallformen haben sich seit Jahrhunderten vermischt, und die Weselform, die beim ersten, dem Bestimmungswort einer Zusammensetzung, sehr häufig ist, hat oft ganz andere Bedeutungen als der eigentliche Weselfall des einzelnen Wortes. So trifft man vom selben Wort oft verschiedene Formen ohne sichtbaren Bedeutungsunterschied; man sagt lieblos, liebevoll, liebestoll; es gibt Werkzeug und Handwerkszeug, Kalbsfleisch und Kalbsbraten, Rindfleisch, Rindsbraten (süddeutsch) und Rinderbraten (norddeutsch). Manchmal benützt man den Formunterschied zum Ausdruck eines Bedeutungsunterschieds: Landmann und Landsmann; manchmal kommt's auf den Stil an: Mondenschein ist stimmungsvoller als bloßer Mondschein; der Maienkäfer ist nicht beliebt, aber Goethes Werther möchte zum Maienkäfer werden vor Maienlust. Kurz: es ist fast alles möglich. Und trotzdem findet man kaum ein Beispiel, wo ein „schwaches“ weibliches Hauptwort, das also im Wes-, Wem- und Wenfall früher auf -en ausging (erhalten in dichterischen und altertümlichen Formen wie: auf Erden, auf der Heiden, „Frauen“ in Briefanschriften) in der vollen Stammform als Bestimmungswort gebraucht würde (man sagt zwar Erdkunde, Erdball, also mit verkürztem Stamm wie bei Kohlmeise, und Erdental, Erdanos, aber weder Erdball noch Erdetal). Fälle wie Heidefrau, Speisefarke, Reisekoffer, Wäschekrank, Bonnemond sind anders zu erklären; diese sind „stark“ und haben im Wesfall nie ein -en gehabt; Kohle hingegen ist ein „schwaches“ Wort und hieß früher im Wesfall Kohlen. Die Form mit -en bezeichnet hier also nicht die Mehrzahl, so wenig wie in Kirchendach oder Sonnenschein, sondern den Wesfall. Freilich könnten auch Ausgleichungen zwischen starken und schwachen Wörtern stattgefunden haben; aber in dieser Richtung waren sie offenbar sehr selten, so daß man trotz aller Mannigfaltigkeit in der Wortzusammensetzung sagen kann: Kohlenpapier entspricht den weit-aus häufigeren Erscheinungen, ist auch ursprünglich richtig und darum besser als Kohlepapier.

Allerlei.

Sprachliche Verblödung. Wenn ein französischer Weinhandler die deutsche Schweiz beglücken will und seine Angebote mit Lodesverachtung an alle Anschriften sendet, die er in einem Telephonteilnehmerverzeichnis finden kann, so mag es wohl geschehen (und ist auch geschehen), daß ein solcher Werbebrief u. a. gerichtet wird an:

Monsieur Sekundarschulhaus

Kusnacht (Suisse)

Das ist noch verständlich. Wenn aber ein Otto Sperling in Stuttgart eine „Zentralstelle für das phonographische Unterrichtswesen“ leitet und das Verzeichnis der Platten seiner „Phonotheke“ an die Schulen versenden kann z. B. mit folgender Anschrift:

An die Leitung des

Kantonales Gymnasium

Zürich (Schweiz)

so gibt es dafür keine Entschuldigung mehr. Ein Flüchtigkeitsfehler ist das nicht; der Greuel ist planmäßig zu stande gekommen durch „Mechanisierung“ des Ansprechens. An alle Schulen kann man schreiben: „An die Leitung des“ (oder „der“); dann setzt man wieder ebenso planmäßig und geistlos den Namen der Schule hin, und fertig ist's! Das phonographische Unterrichtswesen ist gewiß eine nützliche Sache, aber das Maschinennäßige daran scheint das lebendige Sprachgefühl doch zu ertöten und den Leiter der Zentralstelle der sprachlichen Verblödung entgegenzuführen.

Berkehr und Sprache. In der „Nationalzeitung“ wünscht ein scheinbar sachlicher Einsender mehr- oder mindestens zweisprachige Tafeln für den Einwegverkehr. Die armen Welschen, Franzosen und Belgier verstießen wegen dieses Mangels immer gegen die Vorschriften (gewisse Erfahrungen mit den bundesrätlichen Speisevorschriften während des Krieges lassen allerdings auch andere Gründe vermuten).

Dem Einsender ist es aber weniger um Verkehrssicherheit als ums Französische zu tun. Beweis hierfür sind die unsachliche Bemerkung über die „Berlinerfarben“ der Richtungstafeln, die Hervorhebung der Nähe Frankreichs und die Bezeichnung der deutschen Sprache als der „vorherrschenden“ Basels, während Deutsch doch die Sprache Basels ist.

Der Mehrsprachler weiß wohl nicht, daß Gelb auf Schwarz eben weithin wirkt, was schon die ältesten Wappenkünstler zur Zeit des Ochsenwagenverkehrs wußten, und daß das „nahe Frankreich“, nämlich das Elsaß, deutsches Sprachgebiet ist. Allerdings sind die dortigen Kraftwagenbesitzer weniger zu den Anhängern deutscher Sprache zu rechnen. Wer aber in unser Land kommt, darf sich wohl nach uns richten.

Vom Kraftwagenfahren scheint der Einsender nicht viel zu verstehen, der verkehrsbesorgte Mann. Glaubt er wirklich, auch bei mäßiger Geschwindigkeit sei es dem im Großstadtgewühl fahrenden Wagenlenker noch möglich, auch ganz kurze Wortzeichen zu entziffern? Sind diese nun gar mehrsprachig, so wird ihr Wert hinfällig. Für den Verkehr kommen nur sofort erkennbare allgemeingültige Zeichen ohne Buchstaben in Betracht; nur bei solchen kann das Handeln dem Erblicken sofort folgen. Drum hat auch der Schweizer Automobilklub diesen den Vorzug gegeben.

R. B.

Im Osten unseres Landes hält man recht viel auf „Bildung“, was sich aber sehr oft als bloße Wissensüberhöhung entpuppt. Gebildet ist z. B. eine thurgauische Schuhfabrik, die bloß französisch bedruckte Briefumschläge kennt, oder jener Horgener Vertreter für Kältemaschinen, der seinen Kunden bloß französisch kommt, und am gebildetsten wohl eine Thurgauer Mosterei, die ihren recht guten eingedickten Süßmost den Schweizern englisch anpreist, auf der Rückseite hingegen die Sache deutsch näher erklärt. Dort in Bischofszell scheint man der alten Väter Sitte hochzuhalten. Schon 1821 nämlich wurde dort ein nicht lange darauf als Staatsmann berühmt gewordener Mann deswegen nicht als Lehrer an die höhere Schule gewählt, weil er nicht im Welschland gewesen sei. Er schrieb darauf an den bekannten Geschichtsforscher Pupikofer: „... Es werden anhin noch zwanzig Jahre vergehen, bis unsere Mitbürger einsehen, daß Bildung und Erziehung etwas anderes seien als einige französische Brocken und ein Frac à la Paris“.

Leider ging's und geht's noch viel länger, denn gewisse Leute werden nicht alle.

R. B.